

Dies ist die Geschichte von Jeanne d' Arc Umubyeyi, Tochter von Florence Muteteli und Ananie Nzamurambaho, Schwester von Jean de Dieu Cyubahiro, genannt Jando, und Catherine Icyigeni, genannt Teya.

Jeanne wurde am zweiten Januar 1986 in Kibungo-Zaza geboren.

Im April 1994 wurden ihre Eltern und Geschwister Opfer des Völkermords in Ruanda.

Jeanne verlor auch ihre Tanten, Onkel, Vettern und Cousinen. Nahezu alle Tutsi, die zu der Zeit in Kibungo lebten, wurden umgebracht.

Jeanne entkam als Einzige ihrer Familie dem Massaker. Zwei Jahre später, im Februar 1996, wurde sie von einer in Deutschland lebenden Tante in unser Land geholt und zu uns gebracht.

Seitdem gehört Jeanne zu unserer Großfamilie, in der dreizehn Kinder aus aller Welt ein neues Zuhause fanden.

Dieses Buch entstand, weil Jeanne sich erinnern und erzählen wollte. Ich widme meine Arbeit Jeannes erster Familie und ihrem Gedenken.

Hanna Jansen

TEIL I

Il y avait une Maison sur la Colline

Ich höre dir zu.

Ich habe immer geglaubt, dass es Schrecken gibt, die den Mund versiegeln. Nicht nur den Mund. Auch Herz und Sinne, zumindest für lange Zeit. Dass es Schrecken gibt, die alle Geschichten sterben lassen, weil sich die Worte verweigern.

Aber du willst erzählen.

Ich werde dir zuhören wie schon viele Male zuvor. Ich werde versuchen, das Unbegreifliche aufzunehmen, und sehen, was mit mir geschieht.

Wir werden unsere Worte zusammentun und ich werde sie aufschreiben. Vielleicht ist es ja so, dass das einmal in Worte Gefasste von uns weggeht. Oder zu etwas wird, von dem wir selbst einen Schritt zurücktreten können. Wenn uns das gelingt, wird der Schmerz, eingebettet in ein Ganzes, vielleicht irgendwann zur Ruhe kommen.

Lass uns eine Brücke bauen, die uns über Unerträgliches hinwegführt. Ich bin sicher, dass wir, hin- und hergewandert, auf beiden Seiten Liebe finden werden.

Jeanne hockte in der kleinen Blechwanne, die bereits am Nachmittag nach draußen in den Innenhof gebracht worden war, damit die Sonne das Wasser erwärmen konnte.

Das Wasser hatten die Kinder selbst zum Haus getragen. Sie waren im Verlauf des Tages mehrere Male über den schmalen Pfad zu der entfernten, sorgfältig bewachten Wasserstelle gezo-

gen, wo man es an einem Kiosk kaufen konnte. Morgens, mittags und abends wanderten sie in Begleitung der Größeren und einiger Erwachsener dorthin, um den notwendigen Tagesvorrat zu sichern. Im Schatten von Bananenpalmen, die rechts und links den Pfad säumten, legten sie schwatzend, manchmal auch singend den Weg zurück. Vorbei an einem Bambusfeld, dessen armdicke Stäbe meterhoch emporragten, etwas später durch ein Eukalyptuswäldchen, das einen großen Froschteich barg. Der schmutzige Wasserspiegel des Teichs senkte sich selbst in trockenen Zeiten nie, denn er wurde fortwährend durch mehrere aus dem Boden sprudelnde Quellen getränkt. Hier holten sich die ihr Wasser, die das käufliche nicht bezahlen konnten.

Bei einem der vielen Gänge hatte Jeanne unterwegs einmal weit mehr als tausend Schritte gezählt.

Wenn Bananensaft hergestellt werden sollte, brauchte man viel Wasser. Die Jüngeren, zu denen auch Jeanne noch zählte, balancierten die kleineren Plastikkanister auf dem Kopf, gehalten von einem Kranz aus Bananenblättern oder einem um das kurz geschorene Haar geschlungenen Tuch, in dem der harte Boden eingebettet war wie in einem Nest.

Die älteren Kinder – unter ihnen Jeannes Bruder Jando – und die Erwachsenen schleppten die großen Kanister über einen langen, stabilen Stock gehängt, der an beiden Enden gehalten wurde.

Das Wasser kam aus den Bergen. Es gab genug davon. Aber man musste es zu den Häusern bringen. Und so war Wasserholen ein ebenso unabänderlicher Teil des Tagesablaufs wie Aufwachen und Schlafengehen.

Als sich Tante Pascasias kräftige Hand mit dem Schwamm näherte, zog Jeanne den Kopf ein und krümmte ihren Rücken

zu einem Katzenbuckel. Die Augenlider so fest wie möglich zusammengekniffen und innerlich vor Ungeduld zappelnd, ertrug sie es, von Kopf bis Fuß eingeseift und abgeschrubbt zu werden, bis ihre Haut glühte. Gegen den Staub des Tages konnte Tante Pascasia kein Erbarmen. Jeanne hasste dieses unvermeidliche abendliche Reinigungsritual, fand es unter ihrer Würde. Sie war sechs und wollte nicht mehr gewaschen werden.

Zu Hause, bei den Eltern, war es ihr einmal gelungen, das noch sehr junge Hausmädchen Julienne zu überreden, sie diese Arbeit selbst tun zu lassen. Allerdings hatte es ihr den lautstarken Spott aller Anwesenden eingebracht, als sie – unübersehbar – einen ihrer Füße vergessen hatte. Und Julienne hatte Ärger bekommen.

Hier, bei der Großmutter auf dem Land, wo Jeanne jedes Jahr zusammen mit allen anderen Enkelkindern die langen Sommerferien von Juni bis September verbrachte, gab es jedoch kein Entkommen.

Jeanne hörte ihre kleine Schwester in einer zweiten Wanne neben sich jammern. Und zwischendurch die gereizte Stimme ihrer Cousine Claire, die schon Frauenarbeit verrichten durfte.

»So halt doch endlich still, Teya!«, fuhr sie die Kleine an.

Teya hat Seife in die Augen bekommen, vermutete Jeanne und kniff vorsichtshalber ihre Augen noch fester zu, weil sie spürte, wie die scharfe Lauge aus den Haaren über ihr Gesicht rann.

Insgeheim war sie froh, dass sie dieses Mal Tante Pascasia für das Bad erwischt hatte. Die Hände der Tante packten zwar hart und entschieden zu, waren dafür aber viel geübter als die von Claire und so hatte Jeanne gute Aussichten, heute früher als Teya davonzukommen.

Erste zu sein, bei allen nur denkbaren Gelegenheiten, war ein Dauerkampf zwischen ihr und der jüngeren Schwester. Nicht selten verlor Jeanne dabei, was sie schrecklich wurmte, weil ihr die beiden Jahre, die sie Teya voraushatte, doch eigentlich einen Vorteil hätten sichern müssen. Aber Teya war gewitzt, manchmal auch ein kleines Biest, wenn es darum ging, die Erwachsenen für sich einzunehmen und auf ihre Seite zu bringen. Wenn Teya die Waffe des durchdringenden, anhaltenden Weinens einsetzte, musste Jeanne das Feld räumen, nur weil sie die Ältere war.

»Hörst du nicht, wie deine kleine Schwester weint!«, warf ihr die Mutter in solchen Fällen vor. »Warum kannst du denn nicht nachgeben?« Und Jeanne fügte sich, wenn auch innerlich grollend. Es ist ungerecht, dachte sie jedes Mal, sprach es aber niemals aus.

Tante Pascasia ließ den Schwamm fallen und schöpfte mit beiden Händen Wasser, um es über Jeanne's Kopf auszuschütten, damit die Seife fortgespült wurde. Dies geschah der Gründlichkeit halber ein paarmal hintereinander. Jeanne richtete sich auf und stellte sich hin. Jetzt würde sie es gleich hinter sich haben. Das lauwarne Wasser strömte vom Kopf über den Körper und etwas von der beißenden Lauge drang nun doch in ihre Augen. Es brannte schrecklich, aber Jeanne presste die Lippen zusammen und gab keinen Laut von sich. Auch in Sachen Tapferkeit konnte man schließlich gewinnen.

Außerdem wollte sie durch nichts Tante Pascasias Unmut hervorrufen, kein Risiko eingehen, länger als unbedingt nötig hier festgehalten zu werden. Sie konnte es kaum erwarten, sich vor dem Essen mit den anderen unweit der Feuerstelle einzufinden, wo sich die Kleinen Abend für Abend versammelten.

Am Fuß des Großmutterstuhls ließen sie sich auf Strohmatten nieder – alle inzwischen blitzsauber bis zu den Haarspitzen und in bequeme Hauskleider gesteckt – und lauschten den Geschichten der alten Frau, während die Tanten und Véneranda, das Hausmädchen, am Feuer hantierten und das Abendessen zubereiteten.

Jeanne liebte die Geschichten der Großmutter. Wenn sie dem ruhigen, dunklen Fluss der alten Stimme folgte, schloss sie zwischendurch die Augen, damit sie alles genau vor sich sah. Beinah gierig schluckte sie die Sätze, voll Verlangen, sich Wort für Wort einzuprägen, bis sie die meisten Geschichten auswendig kannte. Manchmal ärgerte sie die anderen damit, dass sie sich in eine Erzählung einmischte und etwas vorwegnahm.

»Deine Fingernägel müssen geschnitten werden, Dédé!«, sagte Tante Pascasia mit strenger Miene. Obwohl es noch immer brannte, riss Jeanne entsetzt die Augen auf und eine dicke Träne spülte den Rest der Lauge fort. Fingernägel schneiden bedeutete einen nicht mehr einzuholenden Zeitverlust. »Wie schaffst du es nur, dich jeden Tag so schmutzig zu machen!«, murrte die Tante und neigte ihr breites, energisches Gesicht gefährlich dicht über Jeanne, die jedoch keine Antwort gab. Wovon man so schmutzig wurde, wusste Tante Pascasia schließlich genau. Vom Streunen durch die Bananenhaine, von Kochspielen mit Sand und abgerupften Blättern, vom Versteckspiel, vom Klettern auf die weit ausgebreiteten Äste der Avocadobäume hinter dem Gehöft der Großmutter. Heute war Jeanne auf der Flucht vor Jando beim zu schnellen Abstieg von einem Baum auf den staubigen Boden geplumpst. Glücklicherweise hatten Tante Pascasias kritische Augen die Schürfwunde am Knie bis jetzt übersehen.

Unwillig verschränkte Jeanne ihre Hände hinter dem Rücken. »Meine Nägel sind gerade erst geschnitten worden!«, behauptete sie. Kaum waren die Worte heraus, landete Tante Pascasias Hand schon mit einem schmerzhaften Klaps auf Jeannes Hinterteil. Jeanne senkte stumm den Kopf und schielte aus den spitzen Winkeln ihrer Mandelaugen auf das Gesicht der Tante, wo sie nichts als grimmige Entschlossenheit entdecken konnte. Weitere Widerworte verbot der Respekt, außerdem waren sie zwecklos, konnten sogar die sofortige Verbannung ins Haus zur Folge haben oder ein Verbot, an der Geschichtenrunde teilzunehmen. Schweren Herzens ergab sie sich, wobei sie neidisch zu Teya hinüberblinzelte, die, schon trockengerubbelt, gerade mit Melkfett eingerieben wurde. Die hellbraune Haut in dem kleinen, runden Gesicht der Schwester glänzte im tiefen Leuchten der Abendsonne und ihre Zähnen strahlten in einem triumphierenden Lächeln auf. Nur mit Mühe konnte Jeanne ihre Zunge zähmen, die wie ein spitzer Dolch aus ihrem Mund stoßen und sich Teya in voller Länge entgegenstrecken wollte.

Einige Zeit später fand sich Jeanne als Letzte in der Runde der sauberen Kinder ein. Dicht beieinander hockten sie auf den Strohmatten, die Augen voller Erwartung auf das Haus der Großmutter gerichtet. Bis sie zum Essen gerufen wurden, durften sie sich nicht mehr von der Stelle rühren. Jeanne stellte erleichtert fest, dass die Großmutter noch nicht erschienen war. Sonst saß sie immer schon da und nahm die Kinder in Empfang, die sich nach und nach bei ihr einfanden. Aber heute war ihr Stuhl leer. Das besänftigte Jeannes bohrendes Gefühl, um etwas betrogen worden zu sein, und auch ihre heimliche

Wut. Sie hob das Kinn und blickte über die Runde hinweg in die vordere Reihe, wo ihr ein zweites Mal Teyas Siegeslächeln begegnete. Direkt am Fuß des Großmutterstuhls.

»Pah!«, machte Jeanne. Betont langsam ließ sie sich auf den einzigen noch freien Platz neben ihrer Cousine Saphina sinken, schob die Unterlippe vor und wandte ihr Gesicht der Feuerstelle zu, wo Véneranda in einem der übergroßen Töpfe rührte.

Vor dem Bad hatte Jeanne bei einem raschen Blick in die Töpfe festgestellt, dass es wieder Süßkartoffeln und Gemüse- soße gab. Sie mochte keine Süßkartoffeln. Deshalb hatte sie vorsorglich ein paar von den zuckersüßen roten Bananen und eine safttriefende Mango in sich hineingestopft. Wenn sie sich später mit den Kleinen um die gemeinsame große Schale zum Essen versammeln würde, wollte sie, von den Erwachsenen unbeobachtet, mit spitzen Fingern nur nach ein paar Bohnen fischen.

Véneranda legte den Rührstock beiseite und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Sie war seit vielen Jahren Hausmädchen bei der Großmutter und Jeanne kannte sie, seit sie auf der Welt war. Aber Vénerandas Zeit als Hausmädchen ging dem Ende zu. Sie war schon zwanzig – viel zu alt für ein Hausmädchen – und sie würde bald heiraten.

Ohne Véneranda konnte sich Jeanne die Ferien bei der Großmutter kaum vorstellen. Sie gehörte einfach dazu. Meist gut gelaunt, trieb sie lauter Unsinn mit den Kindern, lachte ausdauernder und lauter als sie alle und ließ die Kleinen auf ihrem Rücken reiten, wenn sie, mit ihren langen Beinen weit ausholend, den Weg zur Wasserstelle entlanggaloppierte. Ihre Bewegungen schienen einem geheimen Rhythmus zu folgen,

oft tanzte oder sang sie und sie konnte es nicht lassen, auf allem herumzutrommeln, was ihr unter die flinken Finger geriet.

Die Kinder foppten sie gerne, sie ließ es sich gutmütig gefallen. Nur wenn es jemand zu bunt trieb, verschaffte sie sich Respekt, indem sie sich die Kleinen kurzerhand schnappte und mit einem Klaps zur Vernunft brachte.

Als Einzige der Hausmädchen durfte Véneranda sich dieses Recht der Erwachsenen herausnehmen. Den jüngeren Hausmädchen war es streng verboten, ihre Hand zu erheben, und sie hatten es oft schwer, sich gegen die Quälgeister durchzusetzen.

Wehmütig betrachtete Jeanne die junge, so vertraute Frau, die schon in wenigen Wochen nicht mehr da sein würde. Auch jetzt sang Véneranda. Oder vielmehr summt sie eine Melodie, die Jeanne schon oft von ihr gehört hatte. Die Kraushaare, zu dünnen, kurzen Schnüren gedreht, standen ihr wie Stacheln eines Kaktusses angriffslustig vom Kopf ab und das wilde Blumenmuster auf ihrem Kleid forderte den Tag heraus, noch ein wenig auszuharren, bevor die Nacht stockdunkel über alle hereinbrechen würde.

Als Véneranda Jeannes Blick bemerkte, schenkte sie ihr ein hintergründiges Lächeln, das die Farbe des Abends hatte. Es wirkte wie Melkfett auf Jeannes kleine, durch die eben erlittene Niederlage geschundene Seele. Mit einem leichten Zittern um die Mundwinkel gab sie das Lächeln zurück.

In diesem Augenblick kündigte das Geräusch der sich öffnenden Tür die Großmutter an. Jeanne fuhr herum und stimmte in die Begrüßung der anderen ein.

»Guten Abend, Nyogokuru!«, riefen die Kinder.

Aufrecht, eine Hand auf ihren blank geschnitzten Stock

gestützt, in der anderen die Tabakpfeife haltend, trat die ungewöhnlich große, alte Frau aus dem Haus, um sich Schritt für Schritt der Schar ihrer Enkel zu nähern. Dabei zeigte ihr Gesicht den angespannten Ausdruck unterdrückten Schmerzes. Seit einiger Zeit steckte eine schlimme Krankheit in ihren Knochen, die sie zeitweilig auf ihr Lager zwang und jede ihrer Bewegungen zur Qual werden ließ. Die Arbeit auf ihren Feldern konnte sie schon lange nicht mehr selbst verrichten und auch andere Tätigkeiten forderten so viel Kraft von ihr, dass ihre Töchter für sie einspringen mussten oder Leute, die vorübergehend Unterkunft bei ihr fanden. Dennoch versammelten sich Jahr für Jahr die Enkel in den Ferien auf ihrem Anwesen außerhalb des Ortes Kibungo und noch erfüllte sie mit Freude die Aufgabe, die Kinder zu hüten und vor dem Abendessen mit Geschichten wach zu halten.

Wie immer hatte sich Nyogokuru für den Abend sorgfältig gekleidet. Heute trug sie ein leuchtend blaues Umucyenyero, ein um den Körper geschlungenes Tuchgewand, das bis zu den in bequemen Pantoffeln steckenden Füßen hinunterfiel. Darüber das Umwitero, eine breite, schräg über die Schulter gebundene Schärpe, auf deren warmen Gelb- und Erdtönen sich ein Vogelmuster vom leuchtenden Blau des Unterkleides wiederfand. Aus demselben bunt gemusterten Stoff war auch das Igitambaro, ein um den Kopf gewundenes Tuch, das die Großmutter wie einen Turban trug.

Bevor sich Nyogokuru auf ihrem Stuhl niederließ, wanderten ihre Augen prüfend über die Köpfe der Enkelkinder. Es waren wache, dunkelbraune Augen über breiten, vorstehenden Wangenknochen in einem beinahe faltenlosen Gesicht. Die ungewöhnliche Form der Wangen, die den unteren Teil des

Gesichtes wie ein Dreieck erscheinen ließ, war ein Merkmal der Frauen in der Familie. Auch Jeanne hatte es geerbt, deshalb fehlten ihrem Gesicht schon jetzt alle kindlichen Rundungen.

Nachdem sich Nyogokuru gesetzt hatte, zündete sie sich mit Bedacht ihre Pfeife an. Den klaren Blick auf die Kinder gerichtet, nahm sie einen tiefen Zug daraus. Gespannt warteten alle auf das, was sie sagen würde. Und als sie endlich den Mund öffnete, um zu sprechen, sah Jeanne ihre Worte mit einer kleinen Rauchwolke in den Abend davONSEGeln.

»Nun, wie habt ihr den Tag verbracht?«, fragte die Großmutter. Viele Münder öffneten sich gleichzeitig, plapperten lebhaft durcheinander und über dem Gewirr der Antworten erhob sich Teyas klares, helles Stimmchen, das für alle hörbar verkündete: »Dédé ist vom Baum gefallen!«

Verräterin!, dachte Jeanne, von stürmischen Rachegeanken erfüllt. Na, warte! Rasch senkte sie die Lider, um das wütende Funkeln in ihren Augen zu verbergen. Denn wenn sie das Schicksal oder den Zorn der Großmutter zu sehr herausforderte, konnte es passieren, dass sie ihre Sachen packen und vorzeitig zu ihren Eltern zurückkehren musste.

Es fiel Jeanne nicht leicht, so zu sein, wie man es von einem Mädchen ihres Alters erwartete. Sanft und nachgiebig war sie nicht. Auch nicht immer gehorsam. In ihr lebte der Widerspruch, eine kleine, ständig flackernde Flamme, die plötzlich hell auflodern und in hitzigen Worten aus ihr hervorzischen konnte. Worte, die besser ungesagt geblieben wären.

Jetzt zog Jeanne verstohlen den Saum ihres Kleides über die Schürfwunde am Knie und beugte den Nacken, weil sie erwartete, dass im nächsten Moment eine scharfe Zurechtweisung auf sie herunterfallen würde. Doch die Rüge blieb aus.

»Was möchtet ihr denn heute hören?«, fragte Nyogokuru stattdessen. Jeanne hob überrascht den Kopf und sah die Großmutter lächeln.

»Das Märchen von Blanche Neige!«, krächte Teya.

»Nicht schon wieder!«, maulte Saphina. »Lieber die Geschichte von dem Mädchen aus der Kalebasse, die bei ihrem Prinzen bleiben musste. Die haben wir schon schrecklich lange nicht gehört. Bitte, Nyogokuru!«

Lionson, einer der beiden einzigen Jungen in der Runde, sprang auf. Er war Tante Pascasias Jüngster, einen halben Kopf kleiner als Jeanne, aber er machte seinem Namen »Sohn des Löwen« alle Ehre. Nichts konnte ihm grausig und gefährlich genug sein. Jetzt bleckte er die Zähne und meldete sich lautstark zu Wort: »Die Geschichte vom Untier, das seine zehn Kinder aufgefressen hat!«, forderte er, mit den Augen rollend.

»Ih, nein, doch nicht die!«, kreischten die Mädchen.

Das Klingeln einer Glocke und das dumpfe Trampeln von Hufen mischten sich ein. Gleichzeitig verriet ein leichtes Vibrieren des Bodens, dass Gatori, der Hirtenjunge, mit den Kühen aus den Bergen zurückgekehrt war und jeden Augenblick durch das große Tor einziehen würde. Die Kleinen vergaßen den Streit um ihre Geschichten und wandten die Köpfe, um das bevorstehende Schauspiel zu verfolgen.

Wenig später erschien Nyampingas geschecktes Haupt mit den langen, gebogenen Hörnern im Eingang. Als älteste Kuh übernahm sie die Führung, schritt den anderen mit prall gefülltem Euter schwerfällig voraus und steuerte auf das Stallhaus zu, wo sie von Muzehe, dem alten Hilfsarbeiter mit den dicken Füßen, bereits erwartet wurde.

Muzehe war einer derjenigen, die sich das Recht, bei der

Großmutter zu wohnen und zu essen, durch Arbeit verdienen mussten. Eines Tages war er gekommen und geblieben. Seine Aufgabe war vor allem das Melken der Kühe. Er nahm Nyampinga in Empfang und führte sie in den Stall, in der Gewissheit, dass die anderen drei ihr folgen würden, ebenso die beiden Kälber.

Jetzt ließ sich auch Gatori blicken. Eilig trat er durch das Tor, ein hoch aufgeschossener, magerer Vierzehnjähriger, dessen bloße Arme und Beine von einer dicken Staubschicht bedeckt waren. Mit einem Stöckchen trieb er die Kälber vor sich her, sorgsam darauf bedacht, dass keines von ihnen aus der Reihe tanzte. Seine Tagesarbeit war getan. Gleich nach dem Waschen würde er sich mit den großen Jungen treffen. Jando und seine beiden Cousins warteten schon am Zaun auf ihn. Als Gatori zur Begrüßung das Stöckchen hob und ihnen zugrinste, riefen sie etwas und winkten.

Jeanne sah die Kühe im Stallhaus verschwinden und sandte ihnen einen sehnsüchtigen Blick nach. Noch lieber, als still auf der Strohmatten zu Nyogokurus Füßen zu hocken, wäre sie jetzt im Stall gewesen. Sie wollte ihre Lieblingskuh Tsembatsembe streicheln und sich von ihrer rauen Zunge sanft über den Kopf lecken lassen.

»Ich werde euch heute eine Geschichte erzählen, die ihr noch nicht kennt«, kündete Nyogokuru an. Jeanne drehte sich um, schlang die Arme um die Knie und hob aufmerksam das Gesicht. Und ein zweites Mal traf sie das Lächeln der Großmutter. »Es ist die Geschichte der Trommeln«, sagte die alte Frau. »Ich erzähle euch, wie sie auf die Welt gekommen sind.« Einen Augenblick lang schwieg sie, als wollte sie den Kindern

Gelegenheit geben, sich dem, was nun folgen würde, in Gedanken zu nähern. Die Augen der Enkel hingen begierig an ihren Lippen, die sich zunächst noch einmal um das Mundstück der Pfeife schlossen. In die eingetretene Stille drang Jandos Ruf nach Gatori und gleich darauf erklang das vielstimmige Quaken der Frösche aus dem nahe gelegenen Wäldchen.

»Vor sehr, sehr langer Zeit lebte einmal ein König, der über ganz Afrika regierte«, begann Nyogokuru. »Es war eine Zeit des Friedens und Wohlstands, denn jeder im Land besaß genug, um zu leben, und auch der König hatte alles, was er brauchte. Und weil er ein sehr weiser und gerechter König war, wollte er dafür sorgen, dass es allen Untertanen immer gut ging und niemand neidisch auf den anderen sein musste. Aber das Reich war ungeheuer groß und so dauerte es oft viel zu lange, bis eine Nachricht zum König gelangte, oder eine Nachricht des Königs zu seinen Untertanen. Wenn irgendwo Hilfe gebraucht wurde oder sich etwas Besonderes ereignet hatte, kamen seine Boten oft zu spät. Immer wieder sann der König darüber nach, wie er Abhilfe schaffen könnte, doch ihm fiel nichts ein.

So wandte er sich eines Tages an den großen Himmelskönig und bat ihn um Rat.

>Ich werde dir etwas schenken, was euch dazu dienen soll, Nachrichten in Windeseile überall im Land zu verbreiten<, versprach der Himmelskönig. >Sende deine klügsten, tapfersten und friedlichsten Boten zu mir, um die Gabe in Empfang zu nehmen. Sie müssen bergauf und bergab über tausend Hügel wandern, bis sie den einen erreichten, der direkt in den Himmel führt.<

Der Herrscher Afrikas dankte dem Himmelskönig und rief

sogleich zehn seiner besten Boten herbei, um sie auf den Weg zu schicken. Er gab ihnen reichlich zu essen und zu trinken mit und befahl ihnen, sich dem großen Himmelskönig friedvoll und demütig zu nähern.

Aber die Boten dachten an die Gefahren, die ihnen unterwegs begegnen konnten, und brachen gegen den Befehl ihres Königs von Kopf bis Fuß mit Speeren und Macheten bewaffnet auf. Tagelang, wochenlang wanderten sie bergauf und bergab, überwandten einen Hügel nach dem anderen, doch sie gelangten nie zu dem, der Himmel und Erde miteinander verbindet. Und sie kehrten niemals zurück.«

Nyogokuru unterbrach sich, um ein paarmal genussvoll an ihrer Pfeife zu saugen. Erst nach einer Weile erzählte sie weiter: »Da beschloss der König, selbst zu gehen. Noch einmal rief er zehn seiner besten Männer zusammen, die ihn begleiten sollten, und dieses Mal gingen sie, seinem Wunsch gemäß, unbewaffnet. Sieben Tage und sieben Nächte wanderten sie bergauf und bergab, bis sie am Abend des achten Tages endlich an den Fuß des Hügels gelangten, der Himmel und Erde verbindet. Dort legten sie sich zur Ruhe und schliefen schon bald vor Erschöpfung ein.

Als sie am nächsten Morgen die Augen aufschlugen, sahen sie auf der Kuppe des Hügels eine furchtbare Spinne, deren riesige Gestalt den Himmel verdunkelte. Aus acht glühenden Augen starrte sie drohend zu ihnen hinunter.«

Wieder verstummte Nyogokuru. Jetzt ging ein Raunen durch die Reihen ihrer Zuhörer. Lionson stupste den kleinen Blando neben sich an, der sich mittlerweile der Länge nach auf der Strohmatten ausgestreckt hatte und eingeschlafen war. Blando richtete sich auf, blinzelte kurz und ließ sich wieder

zurückfallen. Lionson rüttelte empört an seinem Arm. Endlich wurde es doch spannend!

»Der König musste all seinen Mut zusammennehmen«, fuhr die Großmutter fort. »Langsam begann er den Hügel hinaufzusteigen, Auge in Auge mit dem scheußlichen Untier, das auf ihn wartete, und hinter sich seine Männer, die sich zu Tode fürchteten.

>Was wollt ihr?«, rief die Spinne und ihre Stimme hallte donnernd und tausendfach von den Hügeln zurück, sodass die Männer sich erschrocken zu Boden warfen. Der König aber blieb stehen.

>Wir kommen in friedlicher Absicht«, erklärte er, >der große Himmelskönig erwartet uns.< Und bat das Untier, ihnen den Weg zu weisen.

>Wenn ich euch helfe ... <, fragte die Spinne lauernd, >wirst du mir dann etwas dafür geben, etwas, das dir besonders kostbar ist?< Der König zögerte nicht lange. Leichten Herzens versprach er, dass sie sich vor seiner Heimkehr etwas von ihm wünschen dürfe.

Da begann die Spinne in kürzester Zeit ein Netz zu weben, das von der Erde bis in den Himmel reichte. Der König und seine Boten kletterten daran hinauf bis zum Eingang, wo der große Himmelskönig sie freudig empfing. Er gab ihnen zu Ehren ein großes Fest, drei Tage und drei Nächte feierten sie mit köstlichen Speisen und Getränken und am Ende nahm der Himmelskönig den Erdenkönig beiseite.

>Ich weiß, dass du ein weiser und gerechter König bist«, sagte er. >Deshalb gebe ich dir etwas, das in Zukunft alle Teile deines großen Reiches zusammenhalten wird. Ich schenke dir die Stimme Afrikas, deren Klang einzigartig ist. Sie wird

euch sagen, wenn ein Mensch zur Welt gekommen ist, sie wird die Toten singend in ihr Reich begleiten, sie wird euch rufen, wenn sich Bräutigam und Braut vereinen. Und ihr werdet tanzen, wenn sie mit euch spricht.<

Gleich darauf erschienen zehn Diener, die zehn Trommeln vor sich hertrugen, aus edlem Holz geschnitzt und mit prächtigen Tierfellen bespannt, eine schöner als die andere. Die größte von ihnen setzten sie dem Erdenkönig zu Füßen. >Das ist Kalinga, die Königstrommel<, sagte der Himmelskönig. >Sie gehört nun dir und wird deinen Ruf verbreiten.<

Dann begann einer der Diener auf seiner Trommel zu spielen, ein anderer stimmte mit ein und schon folgte der nächste und wieder der nächste, jeder Trommler auf seine ganz eigene Weise, bis alle Stimmen sich zu einem gewaltigen Klang vereinten, der den Himmel erfüllte.

>Nehmt die Trommeln mit!<, sagte der Himmelskönig. >Was auch geschieht, von nun an wird die Stimme der Trommel überall zu hören sein und jeder wird sie verstehen, denn sie spricht zu den Herzen.<

Vor Freude überwältigt bedankte sich der Erdenkönig tausendmal für das wunderbare Geschenk, und kurz danach brachen sie auf.

Am Ausgang wartete schon die Spinne auf sie, bereit, wieder ihr Netz zu spannen, dieses Mal bis zur Erde, damit die Besucher heimkehren konnten.

Als sie unten angekommen waren, verlangte die Spinne ihren Lohn. >Bringe mir deine Tochter, und gib sie mir zur Frau!<, befahl sie dem König.<<

Hier füllte Nyogokuru ein weiteres Mal ihren Mund mit Tabakqualm, den sie in einer gelbgrauen Fahne zwischen

ihren Lippen hervorkriechen ließ. Jeanne kannte das schon. Mit Vorliebe unterbrach die Großmutter ihre Erzählungen, wenn es gerade unerträglich spannend wurde. Saphina stöhnte. Lionson ballte die Faust. Doch die Großmutter dehnte die Pause dieses Mal endlos, bis die Kleinsten schließlich zu hampeln anfangen und jemand ungeduldig »Weiter!« krächte.

Nyogokuru räusperte sich. »Von Entsetzen gepackt sank der König auf die Knie. »Das kannst du nicht von mir verlangen!«, flehte er. »Ich gebe dir hundert meiner besten Kühe, mein schönstes Stück Land sollst du haben, sogar Haus und Hof, aber bitte lass mir meine Tochter!« Doch die Spinne beharrte darauf, dass er sein Königswort halten müsse.

Schweren Herzens machte der König sich auf den langen Weg zurück in sein Reich, um seine einzige Tochter zu holen und sie mit der abscheulichen Spinne zu vermählen. Seiner Tochter aber, die ihm voller Vertrauen folgte, wagte er nicht zu sagen, was ihr bevorstand. Sieben Tage und sieben Nächte waren sie unterwegs, und je näher sie ihrem Ziel kamen, desto unglücklicher wurde der König. Als sie am achten Tag endlich den Fuß des Hügels erreichten, der Himmel und Erde miteinander verbindet, war es bereits Abend wie beim ersten Mal. Voller Furcht blickte der König sich um, doch er konnte das Untier nirgendwo entdecken. So legte er sich mit seiner Tochter zur Ruhe und bald darauf schliefen beide vor Erschöpfung ein.

Am nächsten Morgen wurden sie von einer unbekanntenen Stimme geweckt. »So hast du dein Versprechen also wirklich wahr gemacht«, sagte sie freundlich. Als der König und seine Tochter die Augen aufschlugen, erblickten sie einen riesenhaften jungen Mann mit kräftigen Gliedern und vollkommen

ebenmäßigen Gesichtszügen. Seine nachtschwarze Haut glänzte wie Ebenholz und seine Augen glichen dunklen Edelsteinen. Die Hüften waren umhüllt von einem fein gegerbten Tierfell, Beine und Arme reich geschmückt mit kostbaren Perlen Schnüren.

>Vor dir steht der Sohn des großen Himmelskönigs<, erklärte er dem verwirrten König. >Als Wächter seines Reiches nehme ich manchmal die Gestalt einer Spinne an, um Besucher, die nach oben wollen, zu prüfen. Wenn sie willkommen sind, spinne ich mein Netz für sie. Du warst uns willkommen und deine Tochter wird es auch sein, wenn sie sich mit mir vermählen und mir folgen will. Sie soll selbst entscheiden.<

Das Mädchen, das sich auf den ersten Blick in den schönen jungen Mann verliebt hatte, stimmte mit Freuden zu. Und auch der König tat es. Auf diese Weise vereinten sich die Familien des großen Himmels- und des Erdenkönigs und es begann eine segensreiche, friedvolle Zeit. – So, nun wisst ihr, wie die Trommeln auf die Erde kamen. Noch immer kann man hören, dass sie ein Geschenk des Himmels sind. Denn ihre Stimmen reichen so weit wie er.<<

An dieser Stelle sanken Nyogokurus Worte auf ihren dunkelsten Ton herab und ihr Mund blieb geschlossen wie ein zugeschlagenes Buch.

Jeanne seufzte tief. Wie immer fühlte sie sich enttäuscht. Nicht über den Ausgang des Märchens, den sie sich nicht besser hätte wünschen können, sondern weil es viel zu schnell zum Ende gekommen war. Brennend wünschte sie sich mehr zu erfahren. Vor allem über die Hochzeit! Wie sie gefeiert wurde und wie es danach weitergegangen war. Ob der Sohn des Himmelskönigs und die Tochter des Erdenkönigs Kinder

bekommen hatten und ob sie glücklich geworden waren. Sie reckte sich und gähnte.

Kaum merkbar begann die Dunkelheit über die Hügel zu steigen, es war kühler geworden. Das Leuchten am Himmel war längst erloschen und das Orange der Sonne schien ins Feuer gefallen zu sein, wo es langsam verglimmte.

Überall auf dem Hof hatten sich kleine Gruppen auf dem Boden zum Essen zusammengesetzt. Blando war wieder eingeschlafen. Als Veneranda sich mit einer großen Schale näherte, erhob sich Nyogokuru steif von ihrem Stuhl.

»Gute Nacht, Kinder«, sagte sie. »Es ist Zeit zum Essen.« Und mit diesen knappen Worten zog sie sich in ihr Haus zurück, wo sie mit Tante Pascasia in aller Ruhe ihr Mahl einnehmen wollte.